



Die Erben von Musa Dagh

Der historische Kampf um den „Mosesberg“ (Musa Dagh) im Jahr 1915 ist ein Markstein armenischer Geschichte und ein Symbol des Völkermordes. Von Generation zu Generation weitergegeben, hat sich der Mythos von Musa Dagh auch zum elementaren Bestandteil armenischen Geschichtsbewusstseins heute entwickelt.

Hat der rumpelnde und langsam vor sich hin ächzende Bus nach dreißigminütiger Fahrt vom Stadtzentrum Eriwans über die Schnellstraße M1 in westlicher Richtung die einzige Haltestelle des Dörfchens Musaler erreicht, muss man sich nur kurz nach rechts wenden, um am Ziel zu sein: der Franz-Werfel-Straße. Im September 2007 war diese staubige, namenlose Dorfpiste nach dem Schriftsteller Franz Werfel benannt worden. Denn Werfel hat sich mit seinem 1933 erstmals erschienenen Roman „Die vierzig Tage des Musa Dagh“, in dem er den Kampf um den Bergfelsen Musa Dagh und damit exemplarisch den Völkermord an den Armeniern thematisierte, offenbar unauslöschlich in das Geschichtsbewusstsein des modernen Armeniens hineingeschrieben.

„Musaler“, hatte Boris Gasparyan, der angesehenste Archäologe Armeniens, tags zuvor gesagt, „ist ein mythischer Ort. Wer der Geschichte unseres Landes nahe kommen will, muss hier einmal gewesen sein.“ Er selbst ist dort regelmäßig, denn ganz in der Nähe finden Ausgrabungen statt, und, wie Gasparyan lachend bemerkte, „manchmal können wir Archäologen, zum Leidwesen anderer, keine Rücksicht auf den Mythos nehmen“.

Der Mythos von Musaler hat, weithin sichtbar, seit 1976 konkrete Form angenommen: ein rund zwanzig Meter hohes Monument aus rotem Tuffstein, schaut vom nördlichen Ende des Dorfes auf einer Anhöhe direkt nach Süden – auf den heiligen Berg der Armenier, den Ararat, der jetzt so unerreichbar auf türkischem Territorium und gleichzeitig doch so nahe liegt. Manche sagen auch: es ist der Blick in das Auge des Feindes. Denn das Monument in Musaler, das ein Museum beherbergt, ist all jenen gewidmet, die an der legendären Schlacht um Musa Dagh im Spätsommer 1915 beteiligt waren: entweder als Opfer türkischer Soldaten oder geflohen und errettet durch französische Kriegsschiffe. Musaler ist ein Mahnmal gegen den ersten Völkermord Anfang des letzten Jahrhunderts, der vor den Augen einer Weltöffentlichkeit ungehindert seinen Lauf nahm. Und die Franz-Werfel-Straße führte, wenn sie es nur könnte, in direkter Linie vom Mahnmal zum Ararat.

Dolmetscherin Nushik Hayrapetyan, Englischdozentin an der Universität Eriwan, erwartet uns im Haus ihres Onkels in einer kleinen Seitengasse. Es ist Aprikosen-Erntezeit, und ganz Armenien scheint nach Aprikosen zu duften, besonders intensiv bei Nushiks Onkel, Arayik Markosyan, der die aromatischen Früchte zum Trocknen ausgelegt hat. Während Nushik Kaffee reicht und frisch geerntete Aprikosen auf den Tisch stellt, schleppt ihr Onkel dicke Bücher heran. Sie alle handeln vom Genozid, von Musa Dagh, von den Helden des Widerstands – und von den wenigen, die sich auf die Seite der Armenier stellten: Franz Werfel, der deutsche Theologe Johannes Lepsius oder auch der französische Admiral Dartige du Fournet, der die Rettungsaktion befahl, ohne seine Regierung zu konsultieren.

Markosyan, ein alter „Musalerti“, freut sich über das Interesse an seinem Dorf. Er hat alles parat: Ereignisse, Daten, Personen. Ab Anfang der dreißiger Jahre gab es hier erste Ansiedelungen von Veteranen und Überlebenden der Kämpfe um Musa Dagh. Ein erstes Mahnmal mit Gräbern war 1932 entstanden, einige Jahre später wurde die Gedenkstätte zerstört, „von den Türken natürlich“, meint Markosyan, aber beweisen könne er das nicht. Damals existierte das Dorf noch nicht in der jetzigen Form, war eher ein Weiler mit mehreren Höfen, die später zu einem Staatsbetrieb zusammengelegt wurden, der „3. Sowchose Anastas Mikoyan“. Die Siedlung wurde dann in Musaler umbenannt; heute hat das Dorf rund 600 Einwohner, und zehn davon sind noch Nachkommen der Musa Dagh-Generation.



Nushik drängt zum Aufbruch, denn in der Schule des Dorfes warten die Lehrer schon ungeduldig auf den Besuch der deutschen Gäste. Draußen in der Mittagshitze bewegen sich nur ein paar alte Frauen müde über die Franz-Werfel-Straße, die links von Aprikosenhainen und kleinen Rebenflächen und rechts von bescheidenen, kleinen Häuschen eingerahmt wird. Oberhalb der Obstflächen, in Höhe des Monuments, hat ein Restaurant inmitten einer steinig-grauen Felsenöde den Betrieb aufgenommen und hofft auf Umsatz durch die Besucher des Mahnmals. Abends ist die Gaststätte derart illuminiert und nicht zu übersehen, dass man denken könnte, es sei ein Etablissement besonderer Art.

In der Schule von Musaler – auf der anderen Seite der Schnellstraße, die das Dorf durchschneidet – sind derzeit Renovierungsarbeiten im Gange, eine neue Heizung soll eingebaut werden. Die zweimonatigen Sommerferien haben gerade begonnen. Direktorin Aghavni Veziryan entschuldigt sich vielmals für den unschönen Anblick. Denn eigentlich will sie ihre Schule im besten Licht präsentieren. Mit ihr ist eine ganze Gruppe älterer Lehrerinnen zur Begrüßung angetreten, Besuch aus dem Ausland erhalten sie hier nicht oft. Im Flur des Eingangsbereichs zieht ein in naivem Stil gemaltes, großformatiges Ölbild die Aufmerksamkeit auf sich: es zeigt den Schriftsteller Franz Werfel, auf dem Musa Dagh-Felsen sitzend, „das Buch“ schreibend, und um ihn herum die armenischen Verteidiger, unten die türkischen Belagerer. Wir sind in der Franz-Werfel-Schule in Musaler.

Seit 1990 heißt diese Mittelschule so, und seit dieser Zeit pflegt sie auch das Andenken an den österreichischen Schriftsteller mit vielen Fotos, Zeichnungen und Dokumenten in den Gängen und Klassenzimmern – und mit einem besonderen Museumsraum, in dem Werfels Hauptwerk in vielen Sprachen vorliegt, ebenso seine anderen Bücher in deutscher Sprache und seine Lebensgeschichte. Eine Enkelin Werfels hatte die Bücher anlässlich eines Besuchs vor Jahren mitgebracht. Ab der siebten Klasse, erläutert Direktorin Veziryan bei Kaffee, Aprikosen und Plätzchen, lesen die Schüler in Werfels Musa Dagh-Buch, spielen manche Teile daraus in Theaterstücken nach, diskutieren und beschäftigen sich mit dem Leben des Schriftstellers.

Höhepunkt des Jahres sei der Franz Werfel-Tag, am letzten Sonntag im September. Am selben Tag nämlich feiern alle „Musalerti“ mit den vielen angereisten Armeniern aus der französischen und amerikanischen Diaspora das „Harisa“-Fest, eine Gedenkfeier an den Kampf von Musa Dagh mit Musik, Tanz und der traditionellen Speise „Harisa“ – einem Brei aus Hühnerfleisch und Weizengrütze. Und an der Schule wird aus Werfels Buch öffentlich vorgelesen.

Während des Rundgangs durch ihre Lehranstalt vergisst Frau Veziryan nicht darauf hinzuweisen, dass die 420 Schüler natürlich nicht nur das Thema Musa Dagh bearbeiten, sondern ebenso die beiden anderen wichtigen Ereignisse der armenischen Geschichte: den Zweiten Weltkrieg und den Krieg mit Aserbaidschan um Berg-Karabach. Und in der Tat gehen die Bilder und Fotos zum Thema Musa Dagh an den Schulwänden nahtlos in Abbildungen zum Weltkrieg und den Karabach-Konflikt über. Alle drei Stationen, so sagt sie, seien Stationen des Kampfes um die Heimat, um Selbstbestimmung und mit vielen Opfern verbunden – somit auch die Grundpfeiler einer armenischen Identität.

Dass diese Opfertage auch heute noch ihren Tribut fordern, wird im Gespräch mit der Lehrerinnen-Gruppe schnell deutlich. „Wir Armenier“, sagt eine von ihnen, „sind ein stolzes Volk, und wir kämpfen auch heute noch um unsere angestammte Heimat.“ Und wie sehen sie das Verhältnis zur Türkei? Die Franz-Werfel-Schule liegt schließlich kaum dreißig Kilometer von der türkischen Grenze entfernt, und kein Grenzübergang verbindet beide Staaten. „Natürlich ist eine friedliche Beziehung zu den Türken möglich“, meint Direktorin Veziryan resolut, „aber nur unter der Bedingung, dass die Türken den Völkermord von 1915 eingestehen und sich entschuldigen. Und natürlich unser Land zurückgeben.“ „Zumindest teilweise“, wirft die Musiklehrerin ein.



Beunruhigung über einen möglichen Krieg um die in der Türkei liegenden west-armenischen Gebiete ist bei der Pädagogengruppe nur wenig zu spüren. „Wir müssen unser Land und unsere Geschichte verteidigen. Natürlich sind Verhandlungen mit der Türkei erste Wahl. Aber wir sind skeptisch.“ Sollten Verhandlungen zu nichts führen, sei ein Krieg durchaus im Bereich des Möglichen, man sei gerüstet. Diese unerwartete und einmütige Wortradikalität der Frauen wirkt nicht aufgesetzt, sie scheint aus den Tiefen der armenischen Seele zu kommen. Der Seele des Opfers. Und dass die Opfergeschichte, etwa die Schlacht um Musa Dagh, von einem deutschsprachigen Autor so eindringlich beschrieben wurde, erhöht sie noch besonders. Denn die Deutschen hätten ja vorgemacht, wie so etwas gehandhabt werden kann: „Sie haben den Völkermord an den Juden zugegeben, sich entschuldigt und sogar Wiedergutmachung bezahlt.“

Dolmetscherin Nushik führt uns am frühen Abend zurück in das Zentrum der armenischen Geschichte in Musaler, genauer gesagt, zu Gegham Mkrtich Kesablyan in die Franz-Werfel-Straße, wo sich auch schon der Archäologe Boris Gasparyan eingefunden hat. Kesablyan, von Nushik als „Heiliger Vater“ angedredet, ist etwa sechzig Jahre alt, gebräunt, mit wachen, blauen Augen, offenem Gesicht und einem weißen, kurz geschnittenen Bart. Er ist der Pfarrer des Dörfchens, und einer, der aus seinem Herzen keine Mördergrube macht. Gleich zur Begrüßung stellt er seine Familiengeschichte vor: er ist der Enkel einer Überlebenden von Musa Dagh, aus der Familie seiner Großmutter war von fünfzig Menschen nur sie davongekommen. Sie habe ihm erzählt, wie die Türken ihre Eltern vor ihren Augen umbrachten, ebenso schwangere Frauen, und wie sie viele andere schrecklichen Dingen getan haben, von denen er gar nicht sprechen will.

Was dann folgt ist wie eine Predigt, ein vehementer Monolog, nur durch kurze Übersetzungsfetzen der Dolmetscherin unterbrochen, ein Strom von Bekenntnissen, Erinnerungen, Beschwörungen und Prophezeiungen, gespickt mit Bibelziten, die bei Noah beginnen und beim Matthäus-Evangelium enden. Kesablyan beklagt die Opfergeschichte seines Volkes und den Verlust der alten Heimat: „Jeden Morgen wenn ich aufstehe, schaue ich mit meinem Enkel von unserem Balkon zum Ararat und erinnere ihn daran, dass dort drüben unser Land liegt, das Land unserer Vorfahren, wo auch ihre Gräber sind. Früher oder später wird das wieder unser Land sein.“ Früher, so der Pfarrer, habe Armenien 300 000 qkm umfasst, heute gerade noch 29 000 qkm; diese Ungerechtigkeit werde – mit Gott – irgendwann einmal aus der Welt geschafft.

Als Beispiel dafür, dass seine Hoffnungen durchaus berechtigt sind, nennt Kesablyan den Zusammenbruch des Sowjetreichs, an den auch niemand geglaubt habe. „Und wie heißt es in der Bibel: Die Ersten werden die Letzten sein, und die Letzten werden die Ersten sein.“ Die Aussöhnung mit den Türken sei eine fast unmögliche Sache, nie würden sie den Völkermord zugeben. Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst, liebe Deine Feinde? Schöne Bibelsprüche, aber das Christentum sei eine Religion der Stärke, und solche Sätze bedeuteten nicht, „den Kopf vor dem Feind zu beugen“. Wenn die Leute von Musa Dagh nicht zu den Waffen gegriffen hätten, wären sie alle von den Türken umgebracht worden. Nein, der Türke könne nie sein Bruder sein. „Wenn man uns fragt, ob wir unseren Feinden, den Türken, vergeben könnten, muss ich zurück fragen: Haben sie uns jemals gefragt, ob wir ihnen vergeben können? Wenn sie uns danach fragen, werden wir ihnen vergeben.“

In eine kleine Atempause hinein gelingt es Archäologe Boris Gasparyan, eine kurze Bemerkung einzustreuen, man könne nicht sein ganzes Leben, und schon gar nicht das Leben eines Staates, auf einer Opferidentität aufbauen. Der Pfarrer hält kurz inne, blickt in die Runde, die sich auf seiner Veranda versammelt hat und meint: „Ohne Brandy oder Wein ist mit einem Armenier schlecht zu diskutieren.“ Seine bis dahin still neben ihm sitzende Frau serviert daraufhin die obligatorischen Aprikosen, armenischen Kognak, Kaffee und Kekse.

Nein, führt der Pfarrer nach einem kleinen Schluck Kognak, den er mit der Bemerkung „Das ist Noahs Geschmack“ goutiert, seinen Monolog fort, die Armenier seien schon Opfer der Geschichte, jetzt aber gelte es, selbst aktiv zu werden. Kesablyans Vision: Ein Ost-Armenien (das jetzige Armenien plus Berg-Karabach) unter russischer Ägide und ein West-Armenien



(Teile der Ost-Türkei) unter amerikanischem Schutz. Dann, so seine Hoffnungen, werde es nach einigen Generationen eine Wiedervereinigung geben wie etwa die von Nord- und Südvietnam, ein Prozess, an dem auch die großen Mächte interessiert seien, ebenso Länder wie Frankreich, Großbritannien oder Deutschland.

Große Hoffnungen setzt der Prediger dabei auf die armenische Diaspora in den USA, wo mehr als eine Million Armenier leben, vorzugsweise in Kalifornien. Und jedes Jahr kommen viele zum „Harisa“-Fest, um der Geschichte von Musa Dagh zu gedenken. In den nächsten Jahren will der Pfarrer ein weiteres Mahnmal in Musaler errichten: ein sechzig Meter hohes Kreuz soll daran erinnern, dass der Völkermord an den christlichen Armeniern von Muslimen begangen wurde. Die Geldgeber kommen zum großen Teil aus Amerika. Kesablyan: „Die Diaspora ist ein Resultat des Genozids. Achtzig Prozent meiner Verwandten leben in Amerika, aber sie vermissen ihr Heimatland. Das Land Noahs. Das ist eine große Kraft.“

Jetzt wird auch Dolmetscherin Nushik Hayrapetyan etwas unruhig und verweist darauf, dass nicht wenige junge Leute nach Amerika oder Frankreich gegangen sind und weiterhin abwandern, weil sie in Armenien keine Chancen für sich sehen - das habe mit Musa Dagh nichts zu tun. Und Boris Gasparyan hält kritische Rückschau auf die so gepriesene Diaspora. Viele dieser Armenier aus dem Ausland, sagt er, hätten mit dem Leben hier nur wenig oder nichts zu tun. Sie sprächen eine andere Sprache, würden die wirklichen Probleme nur wenig oder gar nicht kennen, und kaum einer von ihnen wolle in das so gelobte Heimatland zurück. „Das ist pure Sentimentalität, ein kleines emotionales Spielchen, schnell einmal hier auf alte Heimat machen und dann wieder verschwinden.“ Aber es gäbe auch andere, die das Land von außen dauerhaft unterstützten und wichtige Pfeiler der ökonomischen und auch kulturellen Entwicklung seien. Das wisse er gerade aus seiner Arbeit als Archäologe. Man müsse also genau prüfen, was die Diaspora den Einheimischen wirklich bieten könne.

Es ist Nacht geworden, und Pfarrer Gegham Mkrtich Kesablyan bringt seinen letzten Trinkspruch aus, um gleichzeitig seine deutschen Besucher ehrend zu verabschieden: „Die Türken sind keine große Nation, überall, wo sie waren, haben sie nur Zerstörung hinterlassen. Sie haben der Welt keinen wirklich bedeutenden Menschen geschenkt – wie etwa die Deutschen solche Leute wie Beethoven, Franz Werfel oder Johannes Lepsius. Sie können in jede armenische Familie gehen, und dort wird man die Namen Werfel oder Lepsius kennen.“

Zurück im Hotel in Eriwan ist die junge Rezeptionistin Louisa zu später Stunde höflich und aufmerksam wie immer. Auf die Frage, ob sie jemals etwas von Franz Werfel oder Johannes Lepsius gehört hat, reagiert sie etwas irritiert: „Nein, warum?“